

German Trust Co.

empfehlend als eine vorteilhafte Welt-Anlage ihre Lebensversicherungs-Police, gesichert durch

Erste Hypotheken auf Grundeigentum.

Käufer werden ersucht, in der Office vorzusprechen.

Dieselbe befindet sich im neuen Granit-Gebäude der Deutschen Sparbank, Ecke Main- und Dritter Straße.

Wm. Bischoff, Henry Kühl.

Bischoff & Kuehl, Versicherung und Grundeigentum.

333-334 Main Street, Davenport, Ia.

Wir vertreten nur erstklassige Gesellschaften.

HENRY RUNGE, Leidenkater und Embalmere.

824 westliche 3. Straße, Davenport, Ia. Telefon 597.

Ordnung werden zur Tag- und Nachtzeit prompt und sachgemäß ausgeführt unter Garantie der Zufriedenheit. Auto - Leidenwagen und Limousines auf Verlangen.

Kranke und Apotheker

Dr. H. J. Schirmer, Praktischer Arzt.

Spezielle Rathschläge und Auskunft in allen Krankheitsfällen.

Neues zuverlässiges Erkennen (Diagnose) der Krankheiten, sowohl der gegenwärtig vorhandenen als der Anlage zu etwaigen späteren, auch bei Frauen Leiden usw. Ertheilt zuverlässigen Rath wie Appendicitis, Schwindsucht, Tuberkulose, Krebs, Geschwülste, Keimzellen, Geschlechtskrankheiten, zu verhüten sind. Praktische individuelle Behandlung. Heilung der Ursache. Sprechstunden von 9-12 und 1-4, außer Sonntags.

119 East 11. Straße. Tel. 3855.

Dr. J. S. Weber, Arzt und Zahnarzt.

1525 Washington Straße, Davenport, Iowa.

Behandlung von Nerven-, Magen- und Nieren - Leiden. Sprechstunden: 11 bis 12 Nm., 1 bis 3 Uhr Nachm., 7 bis 8 Uhr Abends. Telefon 728.

DR. F. NEUFELD, Arzt, Zahnarzt und Geburtshelfer

Office und Wohnung: 1506 W. 3. St. Tel.: Davenport 27, 28.

Sprechstunden: 11-12 Uhr Vormittags, 3-5 Uhr Nachmittags und 7-8 Uhr Abends.

Dr. B. H. Schmidt, Arzt, Zahnarzt und Geburtshelfer

Davenport Savings Bank - Gebäude. Office: Zimmer 27, 28. Tel.: Davenport 758.

Wohnung: 724 Warren Straße. Tel.: Davenport, 758 L. 3. Sprechstunden: 10-12 A., 4-5 Nachm.

Dr. S. Matthey, Dr. W. A. Matthey, Dr. S. Matthey, Dr. W. A. Matthey. Telefon 345, 346, 347, 348.

DRS. MATTHEY, Ärzte, Zahnärzte u. Geburtshelfer

Office: Rutnam Bldg., 701-702, 7. Flur. Office - Telefon: No. 402.

Phone 5753 - 9.

Dr. C. M. Stephens, Zahnarzt

20-21 im Gebäude der Ersten National-Bank, Davenport, Ia.

Dr. Karl Vollmer, Spezialist für Augen-, Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten.

Embild-Gebäude, Zimmer 38 und 39. Sprechstunden: 8-11 Vorm., 2-4 Nachmittags, Telefon, Haus und Office: No. 678.

Herengold.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Der Angriff war abgesehen, Edith stand wortlos da, aber sie athmete tief und erleichtert auf, als er sich von jenem Vorwurf der Feigheit reinigte, als sei ihr damit eine Last von der Brust genommen.

„Das konnte ich in der That nicht ahnen“, entgegnete sie endlich. „Dann allerdings war die Felleiterrede überflüssig — ich bedaure Sie bemüht zu haben.“

Raimar neigte nur leicht das Haupt. „Vielleicht lassen Sie mir nun persönlich Gelegenheit wiederfahren, mich dafür in ja nicht fernern — leben Sie wohl!“

Er ging, wollte wenigstens gehen, aber da begegnete sich ihre Augen, und wie gebannt von diesem Blick blies er stehen. Der eilige Kom war vor sich und aus seiner Stimme, sie hatte wieder den alten, verschleierte Klang, als er sagte:

„Mein Fräulein — ein Wort noch!“ Mit einer abwehrenden Bewegung trat Edith zurück.

„Ich glaube, Herr Raimar, wir haben uns nichts mehr zu sagen.“

„Doch eine Warnung habe ich Ihnen noch zu sagen! Sie haben den Mann nicht gekannt, mit dem Sie sich verlobten. Er hat Sie geliebt, mit seinen mächtigen Erfolgen, wie er alle Welt blendete. Sehen Sie sich das Bild an, das ich von ihm gezeichnet habe, es ist das wahre. Wollen Sie wirklich diesem Manne Ihre Zukunft, Ihr Glück anvertrauen?“

„Sie sind kein Feind!“ erklärte Edith herb und bitter. „Sie haben alles in das Schlimmste gedeutet. Es mag sein, daß er über Mord hinausgegangen hat, daß er sich über Vieles hinweggesetzt hat — er ist eben Felix Konrad! Das darf man nicht mit dem gewöhnlichen Maße messen, der kann es fordern, daß man ihn und seinen Schöpfungen andere Gesetze aufstellt. Sie sehen in ihm nur den Speculanten.“

„Das thue ich nicht!“ fiel Ernst mit vollem Nachdruck ein. „Ich habe es nicht verstanden, meinen Gegner zu verkleinern, ich habe offen und rüchellos den großen, genialen Zug anerkannt, der in dem Manne wie in seinen Unternehmungen liegt, aber es liegt auch ein Dämon in ihm, der anderen und vielleicht ihm selbst noch einmal zum Verderben wird. Hüten Sie sich davor!“

Ein leichtes Beben ging durch die Gestalt des Mädchens. Das waren ja fast Konrads eigene Worte, er hatte ja selbst von dem Dämon gesprochen, der ihn emporgetragen und dem er folgen mußte. Edith dachte an seinen Ton und Blick, als er drohte, den Feind zu zertreten, wenn dieser seinen Weg treue.

Da hatte sich jene dunkle Macht geregt, und es hatte ihr geglaubt, aber gleichviel, jetzt war es zu spät zur Warnung und zur Reue.

„Sie sprechen von meinem Verlobten, Herr Raimar! Er hat mein Wort!“

„Und auch Ihr Herz?“ Edith schwiege, sie hatte ja sagen wollen, nur um diesem Gespräch ein Ende zu machen, um diesen Augen nicht länger Wehe stehen zu müssen, aber die Lippe wollte nicht über ihre Lippen. Jetzt trat Ernst näher.

„Edith! — Mein, weichen Sie nicht so zurück vor mir! Ich spreche ja nicht für mich, ich habe abgeschlossen mit dem Hören, als ich jenen Schritt that, denn ich ahnte längst, wie es stand, und wollte, Sie würden mir das nie verzeihen. Vielleicht steigt Konrad in dem Kampfe, vielleicht bringt er meine Anlagen zum Schwelgen. Er hat mächtige Bundesgenossen, ihm steht das Geld schrankenlos zu Gebote, und ich stehe allein. Aber wenn er droben bleibt, ich habe ihn der Welt gezeigt in seiner wahren Gestalt, und das löst er nicht aus, auch bei Ihnen nicht, das tödtet jedes Vertrauen. Edith, um Ihr Herz selbst willen, machen Sie sich los von dem unheilvollen Manne, fordern Sie Ihr Wort zurück. Machen Sie sich frei, um jeden Preis!“

„Nein!“ sprach Edith, ohne ihn anzusehen, aber mit unbeugsamer Festigkeit.

„Edith!“ wiederholte sie. „Ich gab ihm mein Wort, die Zusage meiner Hand, als er noch sicher auf seiner Höhe stand. Er liebt mich, er legte mir alles zu Füßen, was er erreicht und erlangen konnte, und ich habe das hingegenommen als ein Recht, das mir gebührt. Und jetzt, wo ein Sturm heranzieht, der ihn bedroht, jetzt soll ich dies Wort brechen, soll die Erde sein, die ihn in der Gefahr verläßt? Müssen Sie mir das im Ernste zu? Sie wollten es ja doch im Voraus, wie meine Antwort lauten würde.“

„Ich habe es gefürchtet!“ sagte Raimar leise.

„Und nun kein Wort weiter! Wir dürfen uns nichts mehr sagen — gehen Sie!“

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Ernst gehorchte, sein Blick streifte noch einmal bitter das schöne Antlitz, dann ging er, ohne Lebenslust, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Edith war allein, sie hand unbeweglich und blickte mit heißen, starren Augen auf die Thür, die sich geschlossen hatte, hinter ihm — und ihrem Glück.

Verloren.

Von Henry Greyville.

(Fortsetzung.)

Nabezu vierzehn Tage lang atng alles gut, oder doch beinahe gut. Rosa hatte sich dem Manne gegenüber, den sie bei sich selbst „Bär“ nannte, mit großer Geduld gewappnet. Simons mürrisches Wesen glich spurlos an der glatten Schale ihrer Geselligkeit ab, wie der Regen an der Fensterscheibe; sie hatte sich fest vorgenommen, gar nicht auf darauf zu geben. Aber als das Wohlbehagen Marcelles davon bedroht wurde, da stürzten alle guten Vorläge auf einen Schlag zusammen.

In seinen Augen wirkte Marcelle genug, und in der That, sie hatte unter der geschickten Leitung Robert Bréaults viel umfassendere Kenntnisse erworben, als man sie in diesem Alter und selbst etwas später zu haben pflegt.

„Ihre Mutter würde nicht so viel“, sagte sich Simon, „und war doch eine gute Frau.“

Immerhin hatte er ein unklarer Vorahnung dafür, daß das junge Mädchen die nächsten Jahre, bis sie dem Haushalt ihres Vaters vorstehen und überhaupt eine größere Selbstständigkeit haben könnte, nicht bei ihm allein verbringen dürfte.

Wehr der amerikanischen als der französischen Sitte zugeeignet, ersehnte Simon mit Ungeduld die Zeit, wo seine Tochter allein ausgehen konnte und nicht immer diese Rosa bedurfte, die ihm nachgerade unerträglich war.

Diese Zeit wird kommen; alles kommt ja, besonders das Alter, aber Monforts Lebensanbahnung hatte durch Rosas Eingriff in die Welt seiner inneren Empfindungen einen starken Stoß erlitten. Im Grunde genommen, hatte sie ihm nur laut in die Ohren gerufen, was sein Gewissen schon oft in der Stille gesagt hatte, und daß er dieselben nicht mit einem einzigen Schlage abhauen konnte, sondern in seinen Lebensplan mit aufnehmen mußte. Der eiaenführige, herrliche und mürrische Mensch, der ne allzulange in Monforts Seele schlummerte, erwachte mit einemmal, um sich mächtig aufzulehnen.

„Ich will aber nicht!“ polterte er. „Was ist das Großes dabei? Sie haben ihr einige Dienste erwiesen? Wer hätte nicht schon jemand Dienste erwiesen? Wenn Fräulein Hermine noch lebte, dann wäre es etwas anders, ich wäre ich in der That zu Dank verpflichtet. Aber den anderen? In erster Linie haben sie es schon gar nicht um Marcelles, sondern um Fräulein Hermines willen gethan, darum erlaube ich ihnen auch keinen Dank dafür zu wissen.“

Diese scheinbar richtigen Bemerkungen bedrückten das mürrische, schlechte Ich Monforts vollständig. Aber das andre, bessere war auch noch da. Wenn Marcelle, was nur natürlich war, ihre Freunde von früher her liebte, mußte es sie dann nicht schmerzen, wenn er sie ihrer Gesellschaft entzog?

Am andern Tag zeigte er gleich nach dem Frühstück seiner Tochter die Herrlichkeiten von Paris, speiste mit ihr in einem Restaurant und brachte sie am Abend übermüdet und mit heftigem Kopfschmerz nach Hause. Sie bezeugte von da ab nie mehr Lust, ihn anzusehen zu wollen, sondern ließ sich an dieser einen Erfahrung genügen.

Drei und dreißigstes Kapitel. Rosa schwiege, wer sie kannte, der dachte, daß es die Stille vor dem Sturm war; Simon aber merkte nichts davon. Er verdiente genug, um den Bedürfnissen seines Haushaltes gerecht werden zu können, ohne sein kleines Kapital anzufassen zu müssen. Nachdem alle Ausgaben für die erste Einrichtung bestritten waren, blieb ihm noch etwa dreißigtausend Franken, die seiner Tochter als Mitgift bestimmt waren, wenn er auch für sich selbst bis zu seinem letzten Athemzuge sollte arbeiten müssen, ihn kümmerte das wenig... er arbeitete gerne.

Rosa hatte Marcelle trotz deren Weigerung die bewußten dreitausend Franken, die sie für Fräulein Hermine hätte zum Wandler tragen sollen, ausgenötigt.

„Sie gehören Dir, Kleine“, hatte sie oftmals gesagt; „gib sie nicht Deinem Vater, er ist zwar ein rechtschaffener, aber auch ein sehr sonderbarer Mann. Wenn es ihm eines schönen Tages beliebt, wieder nach Amerika zurückzugehen.“

Marcelle wehrte zwar solche Reden ab, aber Rosa ließ nicht locker. Sie kam dieser so plötzlich wiedergeborenen Vater nicht anders vor, als wie solch ein Schachtelstiefchen, das herausfährt, wenn man den Deckel hebt, und in die Dauer seines Wehens setzte sie nicht das geringste Vertrauen; bei einer Person, die fünfundsiebzig Jahre lang im gleichen Hause gebiert hatte, war eine solche Furcht eingemessen erschuldbar. Das Kind sah sich also gezwungen, unter ihrem Wehzeug ein häßliches Gelbäugchen mit drei Banteln zu je tausend Franken zu verbergen.

Trotz aller Wehensgründe Rosas tunkte in diesem Geheimhalten doch etwas, das der offenen Natur Marcelles im Innersten zuwider war. Auch bedrückte sie ein weiterer Zweifel, der sich bald in Gewissheit verwandelte; während der langen Stunden, die sie bei der Näharbeit verbrachte, hatte sie reichlich Zeit zum Nachdenken.

Nachdem sie dann endlich einen festen Entschluß gefaßt hatte, trat sie ihren Vater, Blumen auf Fräulein Hermines Grab tragen zu dürfen.

Monfort runzelte die Stirne, gab aber doch seine Zustimmung, und währte Simon in seiner Fahrt war, führten Marcelle und Rosa ihren Bilgergang aus.

Als sie den Kirchhof verließen, schlugen die beiden in stummem Einklang ihrer Gedanken den Weg zur Wohnung des Doktors ein. Er war ausgegangen; seine alte Dienstin begriffte die Gasse sehr zuvorkommend und staunte, Marcelle so groß und gefeßt zu sehen... etwas mager zwar, — aber das hing mit ihren Jahren zusammen — und trauriger, als man mit dreizehn Jahren sein sollte, doch freilich, sie kam ja vom Kirchhof her. Nachdem Rosa und Marcelle die Uste mit tausend Grüßen an den Doktor beauftragt hatten, verabschiedeten sie sich wieder.

„Nehmen wir den Omnibus?“ fragte Rosa mit einem Blide von unten her, der bei ihr auf geheime Anschläge schließen ließ.

„Nein“, antwortete Marcelle rasch, „wir gehen noch zu Herrn Bréault.“

Das war es, worauf Rosa zielte, aber sie sah es lieber, daß die Anregung dazu von Marcelle ausging.

Diese zog die Klingel, trat zuerst ein und freckte Robert die Hand entgegen. Rosa kannte sie gar nicht wieder, aber sie sah es, welches Ereignis sie so plötzlich umgewandelt haben konnte.

Nachdem die ersten herzlichen Worte gewechselt waren, fragte der junge Mann: „Ich will Sie zu meinem Vater führen.“

„Gleich“, erwiderte das Mädchen. „Ich muß Ihnen nur noch rasch etwas mittheilen, Herr Robert, und möchte Sie bitten, einen Auftrag von mir zu übernehmen.“

Dabei suchte sie in ihrer Tasche und legte zu Rosas maßlosem Erstaunen das alte, häßliche Gelbäugchen mit den dreitausend Franken auf den Tisch.

„Dieses gehört mir nicht, Rosa“, sagte sie, „das wissen Sie wohl! Sie haben es nicht behalten wollen, weil es Ihnen nicht gehörte. Können Sie mir geben, was nicht Ihnen gehört?“ Gegen diese kindliche Logik wußte Rosa nichts einzuwenden.

Verloren.

Von Henry Greyville.

(Fortsetzung.)

Nabezu vierzehn Tage lang atng alles gut, oder doch beinahe gut. Rosa hatte sich dem Manne gegenüber, den sie bei sich selbst „Bär“ nannte, mit großer Geduld gewappnet. Simons mürrisches Wesen glich spurlos an der glatten Schale ihrer Geselligkeit ab, wie der Regen an der Fensterscheibe; sie hatte sich fest vorgenommen, gar nicht auf darauf zu geben. Aber als das Wohlbehagen Marcelles davon bedroht wurde, da stürzten alle guten Vorläge auf einen Schlag zusammen.

In seinen Augen wirkte Marcelle genug, und in der That, sie hatte unter der geschickten Leitung Robert Bréaults viel umfassendere Kenntnisse erworben, als man sie in diesem Alter und selbst etwas später zu haben pflegt.

„Ihre Mutter würde nicht so viel“, sagte sich Simon, „und war doch eine gute Frau.“

Immerhin hatte er ein unklarer Vorahnung dafür, daß das junge Mädchen die nächsten Jahre, bis sie dem Haushalt ihres Vaters vorstehen und überhaupt eine größere Selbstständigkeit haben könnte, nicht bei ihm allein verbringen dürfte.

Wehr der amerikanischen als der französischen Sitte zugeeignet, ersehnte Simon mit Ungeduld die Zeit, wo seine Tochter allein ausgehen konnte und nicht immer diese Rosa bedurfte, die ihm nachgerade unerträglich war.

Diese Zeit wird kommen; alles kommt ja, besonders das Alter, aber Monforts Lebensanbahnung hatte durch Rosas Eingriff in die Welt seiner inneren Empfindungen einen starken Stoß erlitten. Im Grunde genommen, hatte sie ihm nur laut in die Ohren gerufen, was sein Gewissen schon oft in der Stille gesagt hatte, und daß er dieselben nicht mit einem einzigen Schlage abhauen konnte, sondern in seinen Lebensplan mit aufnehmen mußte. Der eiaenführige, herrliche und mürrische Mensch, der ne allzulange in Monforts Seele schlummerte, erwachte mit einemmal, um sich mächtig aufzulehnen.

„Ich will aber nicht!“ polterte er. „Was ist das Großes dabei? Sie haben ihr einige Dienste erwiesen? Wer hätte nicht schon jemand Dienste erwiesen? Wenn Fräulein Hermine noch lebte, dann wäre es etwas anders, ich wäre ich in der That zu Dank verpflichtet. Aber den anderen? In erster Linie haben sie es schon gar nicht um Marcelles, sondern um Fräulein Hermines willen gethan, darum erlaube ich ihnen auch keinen Dank dafür zu wissen.“

Diese scheinbar richtigen Bemerkungen bedrückten das mürrische, schlechte Ich Monforts vollständig. Aber das andre, bessere war auch noch da. Wenn Marcelle, was nur natürlich war, ihre Freunde von früher her liebte, mußte es sie dann nicht schmerzen, wenn er sie ihrer Gesellschaft entzog?

Am andern Tag zeigte er gleich nach dem Frühstück seiner Tochter die Herrlichkeiten von Paris, speiste mit ihr in einem Restaurant und brachte sie am Abend übermüdet und mit heftigem Kopfschmerz nach Hause. Sie bezeugte von da ab nie mehr Lust, ihn anzusehen zu wollen, sondern ließ sich an dieser einen Erfahrung genügen.

Drei und dreißigstes Kapitel. Rosa schwiege, wer sie kannte, der dachte, daß es die Stille vor dem Sturm war; Simon aber merkte nichts davon. Er verdiente genug, um den Bedürfnissen seines Haushaltes gerecht werden zu können, ohne sein kleines Kapital anzufassen zu müssen. Nachdem alle Ausgaben für die erste Einrichtung bestritten waren, blieb ihm noch etwa dreißigtausend Franken, die seiner Tochter als Mitgift bestimmt waren, wenn er auch für sich selbst bis zu seinem letzten Athemzuge sollte arbeiten müssen, ihn kümmerte das wenig... er arbeitete gerne.

Rosa hatte Marcelle trotz deren Weigerung die bewußten dreitausend Franken, die sie für Fräulein Hermine hätte zum Wandler tragen sollen, ausgenötigt.

„Sie gehören Dir, Kleine“, hatte sie oftmals gesagt; „gib sie nicht Deinem Vater, er ist zwar ein rechtschaffener, aber auch ein sehr sonderbarer Mann. Wenn es ihm eines schönen Tages beliebt, wieder nach Amerika zurückzugehen.“

Marcelle wehrte zwar solche Reden ab, aber Rosa ließ nicht locker. Sie kam dieser so plötzlich wiedergeborenen Vater nicht anders vor, als wie solch ein Schachtelstiefchen, das herausfährt, wenn man den Deckel hebt, und in die Dauer seines Wehens setzte sie nicht das geringste Vertrauen; bei einer Person, die fünfundsiebzig Jahre lang im gleichen Hause gebiert hatte, war eine solche Furcht eingemessen erschuldbar. Das Kind sah sich also gezwungen, unter ihrem Wehzeug ein häßliches Gelbäugchen mit drei Banteln zu je tausend Franken zu verbergen.

Trotz aller Wehensgründe Rosas tunkte in diesem Geheimhalten doch etwas, das der offenen Natur Marcelles im Innersten zuwider war. Auch bedrückte sie ein weiterer Zweifel, der sich bald in Gewissheit verwandelte; während der langen Stunden, die sie bei der Näharbeit verbrachte, hatte sie reichlich Zeit zum Nachdenken.

Nachdem sie dann endlich einen festen Entschluß gefaßt hatte, trat sie ihren Vater, Blumen auf Fräulein Hermines Grab tragen zu dürfen.

Monfort runzelte die Stirne, gab aber doch seine Zustimmung, und währte Simon in seiner Fahrt war, führten Marcelle und Rosa ihren Bilgergang aus.

Als sie den Kirchhof verließen, schlugen die beiden in stummem Einklang ihrer Gedanken den Weg zur Wohnung des Doktors ein. Er war ausgegangen; seine alte Dienstin begriffte die Gasse sehr zuvorkommend und staunte, Marcelle so groß und gefeßt zu sehen... etwas mager zwar, — aber das hing mit ihren Jahren zusammen — und trauriger, als man mit dreizehn Jahren sein sollte, doch freilich, sie kam ja vom Kirchhof her. Nachdem Rosa und Marcelle die Uste mit tausend Grüßen an den Doktor beauftragt hatten, verabschiedeten sie sich wieder.

„Nehmen wir den Omnibus?“ fragte Rosa mit einem Blide von unten her, der bei ihr auf geheime Anschläge schließen ließ.

„Nein“, antwortete Marcelle rasch, „wir gehen noch zu Herrn Bréault.“

Das war es, worauf Rosa zielte, aber sie sah es lieber, daß die Anregung dazu von Marcelle ausging.

Diese zog die Klingel, trat zuerst ein und freckte Robert die Hand entgegen. Rosa kannte sie gar nicht wieder, aber sie sah es, welches Ereignis sie so plötzlich umgewandelt haben konnte.

Nachdem die ersten herzlichen Worte gewechselt waren, fragte der junge Mann: „Ich will Sie zu meinem Vater führen.“

„Gleich“, erwiderte das Mädchen. „Ich muß Ihnen nur noch rasch etwas mittheilen, Herr Robert, und möchte Sie bitten, einen Auftrag von mir zu übernehmen.“

Dabei suchte sie in ihrer Tasche und legte zu Rosas maßlosem Erstaunen das alte, häßliche Gelbäugchen mit den dreitausend Franken auf den Tisch.

„Dieses gehört mir nicht, Rosa“, sagte sie, „das wissen Sie wohl! Sie haben es nicht behalten wollen, weil es Ihnen nicht gehörte. Können Sie mir geben, was nicht Ihnen gehört?“ Gegen diese kindliche Logik wußte Rosa nichts einzuwenden.



In Ihrer Hand halten Sie ein fünfcentstück.

In des Grocers Hand befindet sich gerade ein feuchtigkeitsicheres Packet Uneeda Biscuit. Er reicht Ihnen das Packet — Sie geben ihm die Münze. Ein geringfügiger Geschäftsvorgang?

Nein! Ein bemerkenswerther — denn Sie haben den kleinsten Betrag ausgegeben, welcher ein Packet gute Nahrung kaufen wird; und der Grocer hat Ihnen das nahrhafteste Gebäck verkauft, das aus Mehl hergestellt wird — so rein und knusperig und köstlich, als ob es eben erst aus dem Ofen käme.

NATIONAL BISCUIT COMPANY

elles im Innersten zuwider war. Auch bedrückte sie ein weiterer Zweifel, der sich bald in Gewissheit verwandelte; während der langen Stunden, die sie bei der Näharbeit verbrachte, hatte sie reichlich Zeit zum Nachdenken.

Nachdem sie dann endlich einen festen Entschluß gefaßt hatte, trat sie ihren Vater, Blumen auf Fräulein Hermines Grab tragen zu dürfen.

Monfort runzelte die Stirne, gab aber doch seine Zustimmung, und währte Simon in seiner Fahrt war, führten Marcelle und Rosa ihren Bilgergang aus.

Als sie den Kirchhof verließen, schlugen die beiden in stummem Einklang ihrer Gedanken den Weg zur Wohnung des Doktors ein. Er war ausgegangen; seine alte Dienstin begriffte die Gasse sehr zuvorkommend und staunte, Marcelle so groß und gefeßt zu sehen... etwas mager zwar, — aber das hing mit ihren Jahren zusammen — und trauriger, als man mit dreizehn Jahren sein sollte, doch freilich, sie kam ja vom Kirchhof her. Nachdem Rosa und Marcelle die Uste mit tausend Grüßen an den Doktor beauftragt hatten, verabschiedeten sie sich wieder.

„Nehmen wir den Omnibus?“ fragte Rosa mit einem Blide von unten her, der bei ihr auf geheime Anschläge schließen ließ.

„Nein“, antwortete Marcelle rasch, „wir gehen noch zu Herrn Bréault.“

Das war es, worauf Rosa zielte, aber sie sah es lieber, daß die Anregung dazu von Marcelle ausging.

Diese zog die Klingel, trat zuerst ein und freckte Robert die Hand entgegen. Rosa kannte sie gar nicht wieder, aber sie sah es, welches Ereignis sie so plötzlich umgewandelt haben konnte.

Nachdem die ersten herzlichen Worte gewechselt waren, fragte der junge Mann: „Ich will Sie zu meinem Vater führen.“

„Gleich“, erwiderte das Mädchen. „Ich muß Ihnen nur noch rasch etwas mittheilen, Herr Robert, und möchte Sie bitten, einen Auftrag von mir zu übernehmen.“

Dabei suchte sie in ihrer Tasche und legte zu Rosas maßlosem Erstaunen das alte, häßliche Gelbäugchen mit den dreitausend Franken auf den Tisch.

„Dieses gehört mir nicht, Rosa“, sagte sie, „das wissen Sie wohl! Sie haben es nicht behalten wollen, weil es Ihnen nicht gehörte. Können Sie mir geben, was nicht Ihnen gehört?“ Gegen diese kindliche Logik wußte Rosa nichts einzuwenden.

„Das gehört doch Dir, Kleine“, sagte sie; „Du weißt es wohl, daß Fräulein Hermine Dich zu ihrer Erbin gemacht hätte, wenn ich mehr Zeit gegeben worden wäre; weshalb willst Du...?“

Marcelle stand auf und legte der alten Person die Hand auf die Schulter.

„Das Geld gehört mir nicht, Rosa“, sagte sie, „das wissen Sie wohl! Sie haben es nicht behalten wollen, weil es Ihnen nicht gehörte. Können Sie mir geben, was nicht Ihnen gehört?“

„Ach!“ sagte Marcelle mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich mußte es wohl, daß Sie damit einverstanden sein würden.“

Sie schweig und ihr Gesicht trug den Ausdruck unendlichen Glückes, Rosa wußte sich still die Thränen aus den Augen.

„Wir wollen jetzt zu meinem Vater gehen“, sagte Robert und schritt voran. Herr Bréault sah Marcelle lange an. In seinem traurigen und trotz der Aufopferung seines Sohnes oftmals einsamen Krankenzimmer ersah ihm dieses junge Gesicht wie ein Sonnenstrahl, und während er mit der Kleinen plauderte, nahm Robert die alte Rosa in's Verhör.

„Ist sie glücklich?“ fragte er leise. „Die alte Dienerin verneinte es energisch, daß das Kind nach ihr hinlief. Daraus vorstichtiger geworden, begann Rosa halblaut von Simons Fehlern zu erzählen und würde nicht so bald wieder aufgehört haben, wenn es nicht vier Uhr geschlagen hätte, für sie die Mahnung, diesem Menschen das Mittagessen zu bereiten.“

„Er möchte mich am liebsten vor die Thüre setzen“, schloß Rosa ihre lange Rede.

„Erinnern Sie sich“, erwiderte Robert sanft, „daß Sie hier immer eine Heimstätte haben, und... sie auch“, fügte er leise und zögernd hinzu.

„Ich danke Ihnen, Herr Robert“, sagte erleichtert die alte Dienerin, indem sie sich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtete, „diese Worte sollen nicht vergessen werden. Und nun wollen wir gehen, Marcelle.“

Diese folgte ohne Widerspruch, Herr Bréault zog sie an sich und küßte sie gütlich auf die Stirne.

Als sie gegangen war, sagte der Greis traurig: „Ach, könnten wir nicht doch bei uns behalten... Welch ein Unglück, daß sie ihren Vater gefunden hat!“

Robert konnte nicht umhin, zu lachen, als er so wenig anerkennend von Simon Monfort reden hörte; aber im Grunde genommen, dachte er ebenso.

(Fortsetzung folgt.)

Der Brandenburgische Provinziallandtag beschloß, eine Kriegshilfskasse der Provinz Brandenburg zwecks Gewährung von Darlehen an Kriegsteilnehmer des kriegshilfsfähigen Mittelstandes oder deren Angehörigen zu errichten, die durch den Krieg in Bedrängnis geraten sind und deren wirtschaftliche Selbstständigkeit durch ein Hilfsdarlehen erhalten oder wiederhergestellt werden kann.

Die Mittel der Kasse bestehen in einem Kapitalbetrag von sechs Millionen Mark, welche Staat und Provinz je zur Hälfte unmittelbar zur Verfügung stellen.

Durch eine vom deutschen Bundesrat beschlossene Verordnung ist die gewerbliche Verarbeitung von Rohharz ausschließlich des Kriegsausfalls für pflanzliche und tierische Oele und Fette übertragen. Dieser hat es nämlich übernommen, die Harzgewinnung aus einheimischen Kiefernwaldungen zu forcieren und das Harz der deutschen Industrie zu angemessenen Preisen zur Verfügung zu stellen. Um zu verhindern, daß durch Maßnahmen Privatere eine spekulative Preistreiberi entfesse, ist für den Kriegsausfall ein Verarbeitungsmonopol geschaffen worden. Für die Einbringung von Rohharz bleibt jedoch ein besonderer Anreiz durch die vom Kriegsausfall in Aussicht genommene Preisstellung bestehen.

Neu Mexiko förderte letztes Jahr Metalle im Werte von über \$18,000,000. Diese Summe übertrifft alle bisherigen Leistungen.